Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 38 (1962-1963)

Heft: 5

Artikel: Erlebnisse einer Schweizerfamilie in Kuba : Cucarachas, ein stinkender Rio und liebe Menschen

Autor: Becker, Isabelle

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074063

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Isabelle Becker

Zeichnungen von
der Verfasserin

Erlebnisse einer Schweizerfamilie in Kuba

Cucarachas, ein stinkender Rio und liebe Menschen

Im folgenden berichtet die Verfasserin von ihren Begegnungen mit den Menschen in Kuba jenseits aller Politik. In einem zweiten Artikel wird sie demnächst schildern, was sie und ihr Mann im privaten und geschäftlichen Alltag von der Revolution Fidel Castros spürten.

Red.

Als mein 11jähriger Roland und ich mit warmen Wintermänteln behangen im November 1957 in Havanna das Flugzeug verließen, stockte mir das Herz und der Atem. Eine dikke, warme, feuchte Luft schlug uns entgegen, und wir taumelten zum Zoll. Nach langem Warten und Passieren sah ich meinen Mann, schwitzend, nur mit einer Hose und einem weißen Hemd bekleidet, das ihm an Rücken und Brust klebte, hinter einem langen Seil stehen. In seinen Armen lag matt und welk ein großer Blumenstrauß.

In einem großen, weißen Chevrolet fuhren wir dann an unendlich vielen Reklamen vorbei und unter einem mit Hunderten von Lämpchen besetzten Himmel hindurch. Es war alles unwirklich, und die seltsam schwere Luft mit

dem Geschmack von Meer, Fischen und Quallen erzeugte in mir ein beklemmendes Gefühl.

Zu Anfang des Jahres war mein Mann nach New York geflogen, um sich bei der dortigen Tochtergesellschaft eines Schweizer Unternehmens einzuarbeiten. Er hatte die Aufgabe, in Kuba einen Betrieb zur Herstellung chemischer Markenprodukte einzurichten und dann zu leiten. Nachdem er in Havanna ein geeignetes Fabrikationslokal ausgewählt und wiederum in den USA die notwendigsten Maschinen und Rohstoffe eingekauft und deren Export nach Kuba in die Wege geleitet hatte, konnte die Fabrikation beginnen – mit nur zwei Arbeitern sowie hie und da Aushilfen. Ein Original namens Santiago konnte er mit den Räumlichkeiten übernehmen, den anderen Arbeiter bekam er durch eine Abnehmerfirma. Mit der Zeit sollte aus der Sache ein größerer Betrieb werden, aber dazu kam es nicht.

Mein Mann hatte anfänglich in der Fabrik geschlafen. Von dort aus hatte er dann eine Wohnung gesucht. Es ging schon gegen Mitternacht, als wir nun vor diesem unserem neuen Heim eintrafen. Das neu erbaute Zweifamilienhaus stand direkt an einer Meeresbucht. Dahinter floß ein Rio träge in den Ozean. Nachbarn, die einige Zimmer im gegenüberliegenden Haus bewohnten, hatten meinen Mann gastfreundlich eingeladen, mit mir bei der Ankunft noch einen Moment hineinzuschauen. Eine etwas verhärmte Frau hieß uns Platz nehmen. Im Raum befanden sich nur einige Schaukelstühle und ein Televisionsapparat. Die Frau und ihr Mann, ein etwa 70-jähriger, zurückgezogener Apotheker, beschauten sich das Programm. Der Apparat war offensichtlich das Prunkstück, wie wir das später auch in den Elendshütten feststellten. Draußen rauschte das Meer. Es war eine tröstliche Stimme. Denn die Unterhaltung drehte sich vorab nur um unsere Kleidung, und ich meinerseits war befremdet von dieser Atmosphäre, in der mir gleichsam etwas selbstverständlich Kulturloses zu liegen schien. Ich war froh, als wir, begleitet von den guten Wünschen der neuen Nachbarn, wieder auf die Straße traten und uns unserer Wohnung zuwandten.

In der Dunkelheit der Nacht konnte ich nur die kubische Gestalt des Hauses mit Flachdach und dunklen Holzladen erkennen, sowie die hohen Betonsäulen, auf denen der Block freischwebend ruhte und zwischen denen ein bis drei Autos Platz hatten. Nun stiegen wir die dunkle Treppe hinauf, die an der Außenseite gegen das Meer hin in unsere Wohnung im ersten Stock führte. Da standen wir in einem großen, dunklen Raum. Ringsum waren schmale Spalten von horizontal liegenden Holzladen zu sehen, durch deren Öffnung kräftiger noch als bei den Nachbarn das Rauschen des Meeres drang. Es war schon ein Uhr nachts, doch hörte man noch Straßenlärm, munteres Geschrei von Kindern und aus der Ferne den Rhythmus eines Cha-Cha-Cha. Auf dem weißen Tisch neben dem einzigen Fenster lag ein muschelartig geflochtener Früchtekorb, mit riesigen Grape-Fruits, Orangen, Bananen und stachlig hölzernen Ananas beladen. Der süße Duft dieser Früchte verband sich mit dem seltsamen Geruch von feuchtem Holz. Irgendwie erinnerte es mich an die Zeiten, als wir noch unsere freien Schulnachmittage in der «Holzbadi» am Zürichsee verbrachten.

Elektrisches Licht war vorläufig nur in der Küche und im Bad vorhanden. Die Betten waren ganz einfache Eisengestelle mit einem Holzbrett am Kopfende. Auf den Matratzen lagen zusammengelegte Leintüchter und rot und beige karierte Wolldecken. Das Bett des Buben stand verloren in einer Ecke eines riesigen Zimmers, an dessen zwei Seitenfronten die Fenster mit den in Kuba üblichen, waagrechten Miami-Läden nur bis auf Kopfhöhe hinunter reichten. Ich wurde den Eindruck eines Gefängnisses oder Pferdestalles nicht los.

Miami-Läden sind nämlich eine Art Jalousien, die man im allgemeinen nicht nach außen auftun, sondern nur verstellen kann. Wenn die

Rolands Zimmer mit den Miami-Läden

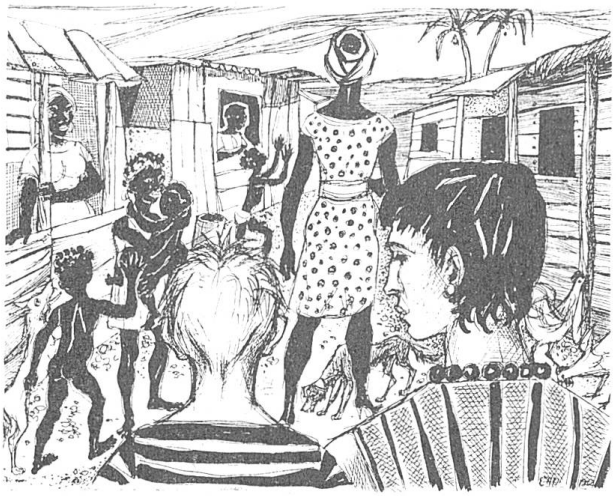
einzelnen Holzladen waagrecht gestellt werden, lassen sie Licht herein. Scheiben hatten aber die Fenster keine, so daß man – wie sich bald zeigte – diese Läden bei Regen schließen mußte. Dann war man im Dunkeln – es sei denn, der Raum hatte elektrisches Licht und dieses funktionierte zufällig auch. Sonst legte man sich dann eben mitten am Tag ins Bett. Die Wohnung war aber nach den neuesten Gesichtspunkten eines modernen Architekten gebaut worden, und die eigenartige Anlage der Fensterläden unmittelbar unterhalb der Dekke erwies sich lüftungstechnisch in diesem Klima als gut. Der einzige Nachteil war, daß das Regenwasser oft in Strömen die Wände hinunterlief und die schöne Pintura (Anstrich) bald das Gesicht einer verwaschenen Maske bekam. Zugleich drang die Feuchtigkeit in die porösen Zementklötze hinein, und der Kalkmörtel bröckelte, zuerst zu blatrigen Geschwüren sich blähend, von den Wänden.

Die schwarze Maria

Nur 12 Prozent der 7 Millionen Kubaner sind Neger, aber 17 bis 18 Prozent Mulatten. 70 Prozent sind Weiße. Durch Vermittlung von Einheimischen bekam ich dann eine sehr schwarze und sehr jung scheinende Hilfe: Maria Olympia, gewöhnlich nur Maria genannt. Sie hatte lange, schlaksige Glieder und ein hübsches Gesicht. Sie fürchtete zuerst, die Stelle zu verlieren, als ich erfuhr, daß sie bereits Mutter und geschieden war. Ihr Kind lebte bei ihrer Mutter in Santiago de Cuba, wo die Rebellen in der Sierra Maestra ihren Sitz hatten. Wo sich der Vater aufhielt, wußte sie nicht.

Jeden zweiten Tag kam ihre Freundin und brannte Marias eigenartigerweise sehr steckigen und fetten Negerhaare mit einem riesigen Eisen zu kleinen, anliegenden Löckchen. Nachher malte Maria ein zartes Rosa auf ihre schwarzen Wangen und, nachdem ihr großer Mund das nötige Rouge bekommen hatte, stäubte sie noch hauchdünn weißen Puder über die Nase, Stirn und Ohren. Nach dieser Prozedur sah sie sehr komisch aus, was sie aber weiter nicht zu stören schien.

Den Höhepunkt in dieser Richtung erlebte Maria wohl, als sie sich mit dem Weihnachtsgeld, das wir ihr für eine Reise nach Santiago de Cuba und zugleich für ihr Kindlein gaben,



Uns wurde nun recht unbehaglich

ein Cocktail-Kleid kaufte. Es war ein zauberhaftes Modell aus weißem crêpe-satin, über und über mit Goldstickereien besetzt. Sie erklärte, ihre Mutter hätte es gekauft. Doch der Besuch zu ihrem Kindlein fand nie statt, und sie verbrachte, abgesehen von ihren nächtlichen Tanzfesten, wo sie sicher eine Schönheit war, Weihnachten mit uns. Zusammengekauert saß sie vor unserem ersten Tannenbaum, den unser Roland mit vielen kleinen elektrischen Birnlein geschmückt hatte.

Maria Olympia hörte anderseits interessiert meinen ersten Versuchen im Spanischen zu und korrigierte mich sehr gut. Sie wäre auch, wie sie mir mit trauriger Miene erklärte, so gerne Lehrerin geworden. Es war offensichtlich, daß ihr die Spanisch-«Lektionen» mehr Freude bereiteten als die Hausarbeit. Sie konnte aber zum Beispiel ganz gut Poulet braten, Fische im Ofen backen, jedoch nur, wenn sie Lust und Laune hatte. Gestreikt wurde, wenn ihr unsere Gäste nicht zusagten, und mit der Zeit nahm sie es nie genau, doch ihr Slogan hieß: «Maria es muy buena, y si Maria no viene, ella viene.» Es brauchte eine besondere Logik, um dies zu verstehen. Es konnte etwa bedeuten, daß, wenn sie nicht zur vorgesehenen Zeit käme, sie dann doch noch erscheinen würde.

Die Hütte von Onkel José

Wir waren noch kaum einige Wochen in Havanna, als mein Mann nach New York berufen wurde. So war ich allein mit Roland und Maria. Diese gab mir zu verstehen, sie würde

mir gerne einmal zeigen, wie ihre hiesigen Verwandten wohnten, und ihre Cousine und ihren Onkel José vorstellen. Mir war klar, daß sie mir ein Havanna vor Augen führen wollte, das anders war, als dessen schöne Fassade versprach.

So fuhren wir denn an einem heißen und schwülen Samstagnachmittag auf verwirrenden Umwegen, mit mehrmaligem Umsteigen von einem «Qua-Qua», wie die Autobusse hier heißen, in den andern an die Peripherie der Stadt. Beim Weggang aus der Wohnung hatte uns der Hausmeister fragend nachgerufen, wohin wir gingen. Nun verstand ich seine Sorge. Roland und ich waren unserer Maria Olympia völlig ausgeliefert. Je weiter wir kamen, umso armseliger wurden die Quartiere und desto mehr plagten mich die Kopfschmerzen.

An einem großen Platz stiegen wir aus. Da spielten Cubanos Fußball, und aus einem steinernen Gebäude drang Blechmusik, es erinnerte an unsere Gemeinde- und Quartierorchester. Von da machten wir uns zu Fuß nach der Negerstadt. Zwischen spielenden schmutzigen Kindern, zerrupften Hühnern, mageren Hunden, stinkenden Abfallhaufen liefen wir hinter Maria einher. Links und rechts der Straße befanden sich größere und kleinere Holzhütten. Aus einer dieser Hütten lehnten eine riesige, dicke pechschwarze Negerin und ein ebenso dicker, mächtiger Neger heraus. Er rief unserer Führerin zu: «Son Americanos?» Maria senkte ihre Blicke auf ihre schwarzen Füße und lief schweigend weiter.

Es wurde uns nun recht unbehaglich, und Roland wurde von vielen Negerlein umringt. Links und rechts, aus den trostlosen Hütten, die zum Teil aus Brettern, Altblech, Büchsen und Benzinkanistern aufgebaut waren, schauten uns immer wieder dieselben, oft feindlich-neugierigen Augen an. Für Roland und mich war es ein Spießrutenlaufen, doch mir war, als ob auch Maria sich mit ihren Gästen nicht ganz wohl fühlte.

Am äußersten Ende eines Weges hieß uns Maria eintreten. Wir waren froh, den Blicken der Nachbarn zu entschwinden. Während wir nun auf einer Couch im Wohnraum saßen, wiegten sich Maria und ihre Cousine auf Schaukelstühlen. Später gesellte sich noch eine Quartier-Schönheit dazu, welche die anderen zu dominieren schien und Roland und mich kritisch prüfte. Onkel José erschien nur kurz, ohne sich weiter um uns zu kümmern. In einer Ecke war unter goldenem Flitterwerk etwas wie ein Altar mit altem Weihnachtsschmuck. Maria brachte eine Tasse heißen Lindenblütentee gegen mein Kopfweh, und ich durfte später noch mit ihrer Tante einen Raum, der gleichzeitig als Küche, Eß- und Schlafstätte diente, und den Garten beschauen.

Es war trostlos. In der Mitte des mit Hüh-

Da musste ich lachen . . .

Es war an einem kalten Wintertag, und die Bise blies um alle Ecken. Was Wunder, daß man wie ein rot und blau angelaufenes Etwas herumlief und gar nicht bester Laune war. — Ich betrat mit meinem Mann ein Modegeschäft, um ein Winterkostüm zu kaufen. Überall hatte es Spiegel, vorne, hinten, rechts und links, und immer wieder sah ich mein verfrorenes Gesicht. Resultat: Ich konnte mich einfach nicht entschließen, und all die Spiegel ringsum machten mich ganz nervös, umso mehr als mir immer wieder mein blauroter Nasenzipfel entgegenblickte, der einfach zu keinem der vorgelegten Kleider passen wollte.

Unterwegs sagte hernach mein Mann ganz unvermittelt und etwas kleinlaut: er gehe in Zukunft nie mehr an einen Ort, wo es dermaßen viele Spiegel habe. Es werde einem zu seinem Schrecken bewußt, wieviele Runzeln man bereits habe und daß man älter geworden sei. — Da mußte ich herzhaft lachen.

A. P. in K.

Ah . . . . . .

. . . . Grand Marnier

Wir haben 12 dieser reizenden Zeichnungen von Rosemarie Schönhaus zu einer Mappe zusammengestellt und davon 1000 numerierte Exemplare anfertigen lassen. Sie können eine solche Mappe, solange Vorrat, erhalten, wenn Sie uns drei Originalverschlüsse der in diesen Inseraten angebotenen Getränke senden. Das Datum des Eintreffens Ihrer Zusendung bei uns ist dabei massgebend. Basel 18

JEAN HAECKY IMPORT AG

HELEN GUGGENBÜHL
Schweizer Küchenspezialitäten
4.–6. Tausend. Fr. 5.40

bei Rheuma
Auskunft und Bezugsquellennachweis beim Hersteller
EMHOTEX AG,
Ebnat-Kappel SG, verlangen
emosan
Antirheuma-Bettwaren, Gesundheitswäsche, Sanitätsartikel verwenden

nern und anderem Getier angefüllten Raumes stand ein wackliger Tisch, einer der wenigen Stühle hatte nur drei Beine, herum lagen leere Konservenbüchsen, Kisten, Küchenabfälle in einem wüsten Durcheinander. Von da trat man in ein Vorgärtchen, von dem aus man tief unten viele kleine Häuschen, Siedlungsbauten der Batista-Regierung für die Armen, erblikken konnte. Im Gärtchen zeigte mir Marias Tante voller Stolz einige Setzlinge in der trokkenen, mehligen Erde. Ein kleiner, magerer Hund wedelte um meine Beine, und Hühner scharrten gackernd Löcher in den Boden. Die Aussicht war einzigartig schön, denn das ganze Viertel dieser Hüttenstadt stand auf einem erhöhten Plateau, das plötzlich steil abfiel. In der Weite sah man andere Teile der Stadt Havanna, braunrote Erde von spärlichem Grün durchzogen, darüber einen blaßblauen dunstigen Himmel.

Müde, um einen Einblick reicher, kehrten wir in der Dämmerung in unser Haus am Meer zurück. Jetzt erst erkannte ich, wie schön unsere Wohnung war und wie herrlich wir lebten, trotz den Cucarachas, den Moskitos und dem stinkenden Rio, der neben dem Haus ins Meer floß.

Die Fumigadores

Cucarachas – Kellerasseln oder «Küchenschwaben» findet man in Europa nur noch in feuchten und dunklen Kellergewölben. Es sind schwarze Käfer, welche die Größe von Maikäfern erreichen können, aber schlank und gewandt sind. Sie laufen äußerst schnell, hinterlassen einen schlechten Geruch, fressen die Vorräte, Lebensmittel und können sogar in Stoffe große Löcher beißen, sind also auch im Kleiderkasten nicht gern gesehen. In dem feuchten Klima gedeihen sie besonders gut. Obwohl die Vorratskammern und Kleiderkasten mit großen runden Luftlöchern versehen sind, entwickeln sich darin diese Tiere sozusagen über Nacht.

Ich bekämpfte sie anfänglich mit teuren amerikanischen Produkten zur Vertilgung von Ungeziefer. Es half nichts, immer waren sie wiederum da, indem sie aus Mauerritzen, Abläufen etc. kamen. Schweizerinnen erklärten mir, es gehe nicht ohne die sogenannten «Fumigadores», Ausräucherer. Diese kamen ein-, zweimal im Monat, um die ganze Wohnung zu bearbeiten. Sie bespritzten alle Ecken, Ritzen,

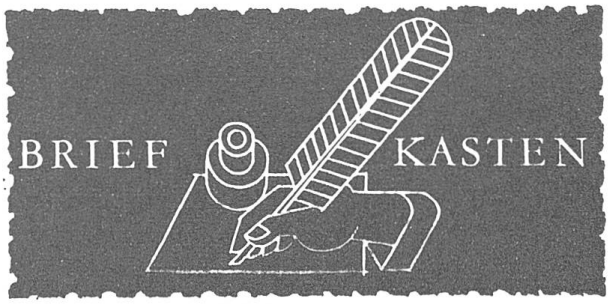
Kästen und Kisten, Fensterladen, Pflanzen, das Geschirr, die Wäsche etc. Teller und Tassen ließ man dabei in den Kästen. Sie wurden ebenfalls bestäubt, und es hieß, daß das für den Menschen unschädlich sein sollte. Um zugleich auch die Moskitos zu töten, wurde einigemale die ganze Wohnung ausgeräuchert. Mit einem Höllenlärm wurde bei geschlossenen Läden durch ein langes Eisenrohr ein Rauch und Qualm entwickelt, daß man sich auf Zentimeter nicht mehr sehen konnte und ein penetrant riechender Nebel sich auf alles legte. Wir mußten für etwa zehn bis fünfzehn Minuten die Wohnung verlassen, samt den beiden Fumigadores, und nach dieser Zeit wieder Türen und Fenster öffnen, damit ein richtiger Durchzug entstand. Meistens lag dann alles Ungeziefer tot herum.

Diese Fumigadores waren sehr teuer, aber es war die einzige Rettung. Der Prozeß wurde nach ein bis zwei Monaten stets von neuem wiederholt, und man war dann wirklich frei von Cucarachas. Viel beständiger war am stinkenden Rio natürlich die Plage der Moskitos (ganz kleiner Mücken), der Übertrager des sogenannten Gelbfiebers oder der Malaria. In der Nacht schlief man selbstverständlich unter einem Moskitonetz und zugleich brannten zehn Stunden lang neben unseren Betten sogenannte «Jokels», spiralförmige Räucherkerzen, deren Geruch ich liebte.

Die Fliegen konnte man mit außen angebrachten Drahtgittern mindestens davon abhalten, durch die Fensteröffnungen hereinzukommen. Von ihnen waren wir in der zweiten Wohnung geradezu überschwemmt. Diese lag, etwa zweihundert Meter vom Meer entfernt und von ihm durch wildes Dickicht getrennt, an der schönsten Avenida von Havanna. Unmittelbar neben den Palästen und schönen Wohnhäusern, in dem undurchdringlichen Gestrüpp, hausten eine Art Zigeuner mit Pferden und Hühnern und Hunden und Ziegen. Nachts sah man aus der dunklen Wildnis weiße Räuchlein gegen den Himmel steigen.

Ein Negerlein sprang in unser Auto

Die 20 Kilo, die wir im Flugzeug per Koffer hatten mitnehmen dürfen, waren bis zum Eintreffen unseres Frachtgutes vier Monate lang das Einzige, das wir von der Schweiz her besaßen. Schon nach einer Woche waren wir da-



Wie verhütet man Erkältungen auf biologische Weise?

Sicher nicht durch allzugroße Aengstlichkeit! Hingegen läßt sich durch eine richtige, biologische Körperpflege viel erreichen. Grundsatz ist: Die natürlichen Hautfunktionen müssen angeregt und die Haut-

atmung gefördert werden. Rasch aufeinanderfolgende Temperaturunterschiede, wie sie im Winter üblich sind, können Sie am besten durch eine tägliche Kurzmassage mit

BIOKOSMA HAUTFUNKTIONS-ÖL

ausgleichen. Die feinen ätherischen Oele und pflanzlichen Wirkstoffe regen die Durchblutung kräftig an und schützen besser als das wärmste Unterkleid. Die Muskeln straffen sich und die Haut bleibt frisch und elastisch.

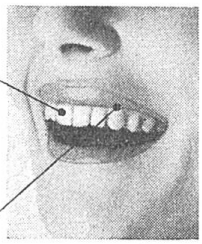
Ihre persönliche Klima-Anlage

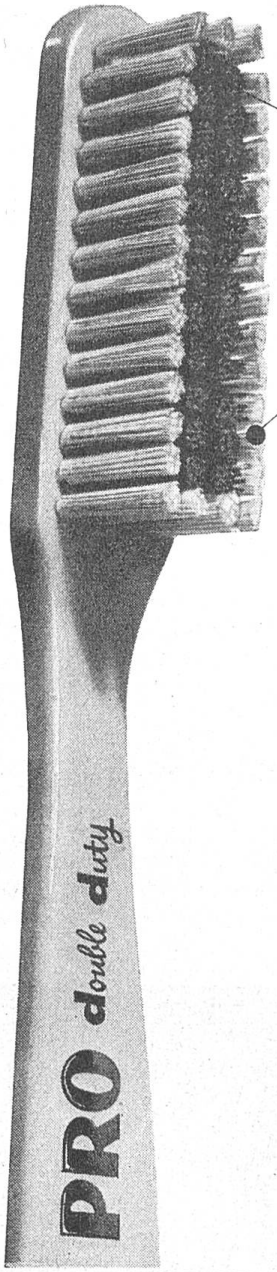
sorgt für eine gleichbleibende, auf natürlichen Funktionen beruhende Körperwärme. Wählen Sie den Ihnen persönlich zusagenden Duft: Kräuter, Zitronen oder Rosen. In Apotheken, Drogerien und Reformhäusern erhältlich.

Die Zahnbürste mit der doppelten Wirkung

1. PRO double duty reinigt Ihre Zähne besser

Innen ein Kern kräftiger Borsten, die Zähne und Zahnzwischenräume wirklich säubern und lästige Speisereste gründlich entfernen.





2. PRO double duty massiert das Zahnfleisch

Aussen ein Kranz feinster Borsten, die das Zahnfleisch massieren, ohne zu verletzen – gesundes Zahnfleisch schützt die Zähne.

PRO double duty

die Zahnbürste die Zahnärzte empfehlen

denn ihre überlegene Wirkung in Reinigungsvermögen und Zahnfleisch-Schonung ist in wissenschaftlichen Vergleichsversuchen erwiesen.

Verschiedene Modelle in Natur- und Nylonborsten
für Erwachsene Fr. 3.40
Kinder-Zahnbürste Fr. 1.90

her, begleitet vom Arbeiter Santiago, an einem Samstagnachmittag ins Zentrum unserer Vorstadt Marianao gefahren, um in einem amerikanischen Warenhaus Einkäufe zu machen.

Es war kein Vergnügen, in den Straßen herrschten eine unerträgliche Hitze und ein furchtbarer Staub, ein Durcheinander von Menschen, Autos, ein schrecklicher Lärm, der immer wieder durch das noch ungemütlichere Geheul der Polizeisirenen unterbrochen wurde. Als wir unsere Einkäufe beendet hatten, wollten wir durch ein besseres Negerviertel, wo die Häuser auch klein, aber aus Stein waren, heimzu fahren. In einer kleinen Paneteria, einer Bäckerei, holte Santiago noch für den Sonntag einige Stangenbrote.

Dann geschah das Unglück. Ein etwa 7-jähriger Negerbub rannte, im Begriff, einen Ball aufzufangen, hinter einem links stationierten Lastauto hervor, rücklings in unseren Wagen hinein. Der Bub wurde nach vorne geworfen, und das Auto rollte über ihn hinweg.

Es war der entsetzlichste Moment in meinem Leben. Er lag reglos hingestreckt auf der Straße. Mein Mann und ich fühlten uns wie gelähmt, umso rascher handelten die Kubaner. Ein Polizeimann und ein Autobus-Chauffeur hoben den zum Glück noch lebenden Jungen auf und legten ihn der inzwischen herbeigeeilten Mutter, die in unserem Auto Platz genommen hatte, auf den Schoß. Nun begann der Bub laut zu schreien. Im selben Moment kletterten mehrere Negerlein lärmend und schwatzend wie Äfflein auf die Sitze und übertönten die Schreie des verunglückten Knaben. Santiago und Roland fanden kaum mehr Platz. Mein Mann stand fassungslos vor dem Auto. Dafür zwängte sich neben mir und dem kubanischen Polizisten noch der Autobus-Chauffeur herein, ergriff das Steuer, gab Gas und fuhr los.

Auf meine Bitten und des Polizeimannes Entscheid hielt er freilich sogleich wieder an, weil eine wichtige Person fehlte: mein Mann wurde nun auch noch ins übervolle Auto gestopft, und so ging es dann mit schrecklichem Gehupe und ebensolchem Geschrei der Negerlein durch die Straßen, daß Hühner, Männer, Frauen und Hunde angstvoll auseinanderstoben, zum nächsten Polizeiposten.

Dort kam der Verunfallte sofort in ärztliche Behandlung. Mein Mann wurde vom Polizisten auf den Posten geführt, der gute Santiago wich nicht von seiner Seite. Roland und ich

blieben allein vor dem Auto, das von einer dicken, Zigaretten rauchenden Negerin mit Putzfäden von den letzten Blutspuren gereinigt wurde. Sie murmelte herablassend etwas von dies geschehe jeden Tag: «Todos los dias hay accidentes.» Auch die kleinen Negerlein schienen mehr Mitleid mit uns zu haben als mit ihrem Spielgefährten. Sie kletterten am Polizeigebäude hinauf, schauten durch die offenen Fenster des Sanitätspostens und rutschten ebenso behend wieder herunter, um uns mitzuteilen, daß der Verunglückte außer Schürfwunden und Quetschungen keine Verletzungen aufweise.

Eine Stunde war vorbei, mir schien es eine Ewigkeit. Ich hörte das Rauschen des Abendwindes in den Bäumen, die links und rechts der Straße standen. Dazu gesellte sich kühle Luft vom Meer her, die auf ein heranziehendes Gewitter schließen ließ und die Hitze des Tages durchbrach, als mein Mann, zwischen dem Polizisten und Santiago, eingefallen und mitgenommen zurückkam. Wir stiegen ins Auto, vor unserem Haus wurden Roland und ich ausgeladen. Erst jetzt wurde mir mitgeteilt, daß mein Mann die Nacht auf dem Polizeiposten verbringen müsse. Der Polizeimann fuhr ihn nun sofort wieder dorthin zurück, wir standen allein und verlassen vor unserer leeren Wohnung.

Es dunkelte schon, als ich Roland ins Bett brachte und für den armen Negerjungen und meinen Mann mit ihm betete. Da brach ein heftiger Sturm los. Ich war allein im großen Haus, denn der Hausmeister hatte seine Wohnung unter uns noch nicht bezogen. Der Wind heulte und riß und rüttelte an allen Holzlatten, das Meer zischte über die Mauer, und die Gischt wurde bis ins erste Stockwerk getragen. Der Regen klatschte gegen die Mauern und rieselte alle Fugen und Spältlein herunter. Mit einem kleinen flackernden Windlicht saß ich im Wohnraum am einzigen Fenster und schrieb nach Hause. Gegen elf Uhr nachts klopfte es. Draußen stand ein Kubaner, zerzaust und naß, und brachte in telephonischem Auftrag meines Mannes Geld für die kommenden Tage. Freundlich lud er mich ein, am nächsten Morgen zu ihm zu kommen, ich könnte dann vielleicht am Telephon mit meinem Mann sprechen.

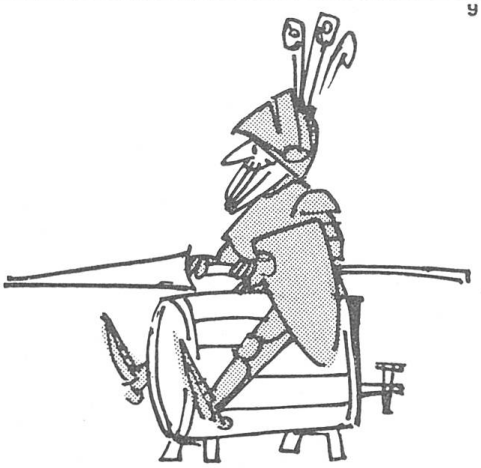
Dank den wahrheitsgetreuen Aussagen der Mutter des Verunglückten und dem ärztlichen Befund, wonach vermutlich keine inneren Ver-

Der Aufbrausende

Hören Sie nicht gut?
Einen Grapillon will ich!

Er könnte kaum mehr in Harnisch geraten, wenn man ihm seine Brieftasche gestohlen hätte. Aber hat er nicht doch recht - trotz dem rauhen Ton? Wenn man ihm nicht den Grapillon bringt, den er bestellt hat, so bringt man ihn ja um einen kulinarischen Genuss!

9



Wissen Sie, wer... der Gott Gambrinus ist, der häufig auf einer Biertonne reitend dargestellt wird? Der Name wird auf den Schutzherrn der Brabanter Brauerzunft zurückgeführt. Das war Johann I. von Brabant (Jan Primus), der 1294 in einem Turnier fiel.

Bier ist etwas Gutes

Gegen Arterienverkalkung

hilft **ufarol**

Ufarol als rein pflanzliches Heilmittel erhält die Arterien elastisch und leistungsfähig und verhindert Cholesterindepots in den Blutgefässen. Cholesterineinlagerungen in den Adern entstehen durch zu fettreiche Nahrung und führen zu Arteriosklerose Herzinfarkt und Altersbeschwerden.

Ufarol-Kapseln sind in Apotheken und Drogerien erhältlich.

Höhensonne - gute Sonne

HÖHENSONNE

ORIGINAL HANAU

Verkauf in Sanitäts- u. Elektrofachgeschäften

letzungen vorhanden waren, wurde es meinem Mann gestattet, am anderen Tag nach Hause zu kommen. Der gute Santiago brachte an diesem frühen Sonntagmorgen heißen Kaffee, Butter und das Brot, das er mit uns am Vortag eingekauft hatte. Das einzige, was die Polizei für sich behielt, war ein gutes Kopfkissen, das Santiago für die Nacht auf dem Steinboden des Postens meinem Mann gebracht hatte.

Nach vierzehn Tagen im Spital, wo ihn mein Mann häufig besuchte, spielte der Negerbub wieder vergnügt mit seinen Geschwistern und Freunden auf der Straße. Die Arztkosten übernahmen wir, da die Versicherung wegen Selbstverschuldens des Negerbuben nichts beitragen wollte. Noch mehrere Male, als der Knabe schon längst gesund war, kam der Vater und bat um Unterstützung für angebliche weitere Kosten. Er blieb aber sehr freundlich, als wir ihm nichts mehr gaben.

Geburt in der Clinica

Es war schon Mitternacht vorbei, der Mond glänzte hinter weißen fliehenden Wölklein hervor, das schwarze Meer warf helle Gischt an die Mauern vor dem Haus. Ein unruhiger Wind wehte über das Land. Trotz den Einspritzungen, die mir unsere Hausmeisterin auf Anraten des Arztes noch verabreichte, konnte ich den Schlaf nicht finden. Ein seltsames Ziehen im Rücken und die Unruhe des Kindes im Leibe ließen mich ahnen, es könnte die Zeit gekommen sein.

Nachdem ich meinen Mann geweckt hatte, fuhren wir um ein Uhr nachts in die «Clinica del Corazon» (Klinik des Herzens), ein neuzeitliches Privatspital, politisch und konfessionell neutral. Viele andere Clinicas wurden von Ordensschwestern geführt. Die Ärzte verlangten sehr große Honorare, so daß es sich doppelt lohnte, mit einer Familie Mitglied einer Clinica zu werden. Man zahlte monatlich seine Beiträge, wie bei uns an die Krankenkassen, nur war man dann an die Ärzte seiner Clinica gebunden, wo man auch in den Sprechstunden behandelt wurde; nur in außerordentlichen Notfällen kam ein Doktor der Clinica auch ins Haus. Wollte man sich einer Arztkonsultation unterziehen, mußte man am Morgen zwischen 6 und 7 Uhr eine Nummer im Spital holen, und man hatte, gleich wie bei

dem großen Post-Ministerium, stundenlang zu warten. Die datierte Nummer mußte jeder vor dem Sprechzimmer des Arztes abgeben und konnte dann dort sitzen, bis eine Schwester seinen Namen ausrief.

Als ich in Erwartung kam, wurde ich sogleich in Kontrolle genommen, das heißt bis zum Ende der Geburt von einem Frauenarzt überwacht. Mit mir warteten jeweilen zehn bis zwanzig schwangere Kubanerinnen im langen Gang der Clinica, meistens in Begleitung ihrer Mütter, manchmal einer Verwandten. Für sie verwandelte sich so die lange Wartezeit in angenehme Plauderstunden. Das Frauenleben wurde in Kuba viel wichtiger genommen als bei uns. Arbeitende Frauen wurden während den letzten drei Monaten der Schwangerschaft auch vom Staat unterstützt. Meine Irma behauptete allerdings, das käme nur für die Anhänger der Regierung Batista in Frage, alle anderen hätten keine Anrechte. Aber die Entbindungen waren auf jeden Fall für alle Volksgruppen in öffentlichen Spitälern gratis.

Auch in unserer fortschrittlichen privaten Clinica galt die Sitte, daß die Mutter oder eine Verwandte nicht nur bei der Geburt anwesend ist, sondern zudem das Zimmer der Gebärenden teilt, um die mangelnde Schwesternhilfe zu ersetzen. Bei mir mußte jetzt mein Mann teilweise diese Pflicht erfüllen. Von einem Krankenpfleger wurde ich nun auf die Geburt vorbereitet. Hie und da bekam ich eine Pille. Um zehn Uhr des folgenden Nachmittags kam unsere Hausmeisterin und setzte sich neben mein Bett, wohl um die fehlende Mutter zu ersetzen. Sie gab der Schwester, die von Zeit zu Zeit nach mir schaute, ganz selbstverständlich einige Anweisungen. Am Abend kam mein Mann von der Arbeit.

Was geschah, nachdem ich bald darauf in ärztlicher Obhut das Bewußtsein verloren hatte, erzählte mir später mein Mann. Ich wurde auf einem Krankenwagen, mit einem weißen Baumwolltuch zugedeckt, in den mit fremden Spitalbesuchern voll besetzten Lift geschoben und in den Operationssaal gerollt. Mein Mann wartete bangend vor der Türe, als die Hebamme herausstürmte und ihn sogleich um Windeln und Schlüttchen für das Neugeborene bat. Er war fassungslos, denn er hatte weder das eine noch das andere, ebenso entsetzt schien die Schwester, daß diese Eltern nicht einmal das Nötigste für ihr Kindlein besäßen.

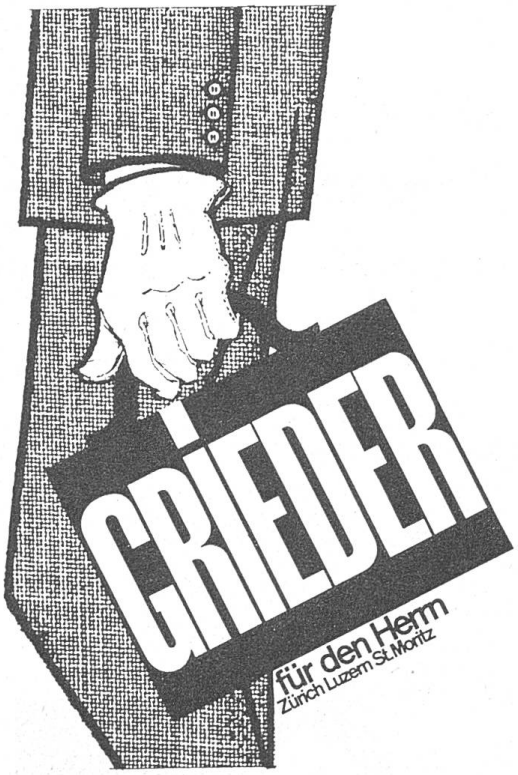
Lassen Sie sich keinen blauen Dunst vormachen,

denn auch der Zigarettenfilter bietet keinen Schutz gegen die Schäden des Nikotins. Der Arzt empfiehlt heute eine Entgiftungskur mit

NICOSOLVENS

die es Ihnen mühelos ermöglicht, Nichtraucher zu werden oder Ihren Zigarettenkonsum wesentlich zu reduzieren.

Bekannt und bewährt seit 25 Jahren
Verlangen Sie kostenlose Aufklärung durch
Medicalia, Casima (Tessin)



Entspannung und Genuss

durch Weisflog -Apéritif

weil

leicht, gut und zuträglich

Sie liebt ihn und er liebt sie -

Weisflog fehlt bei ihnen nie!

Wer den Kaffee
meiden möchte,

trinkt NEUROCA

das köstlich kräftig schmeckende Familiengetränk aus wertvollen Getreidekörnern und Früchten bereitet

NEUROCA wird einfach in heissem Wasser oder Milch aufgelöst.

Kleine Dose für ca. 30 Tassen Fr. 1.30
Grosse Dose für ca. 75 Tassen Fr. 3.—
Die Tasse NEUROCA kostet nur
3-4 Rappen

PHAG

Fabrik neuzeitlicher
Nahrungsmittel Gland VD

So wurde also klein Tania vollkommen nackt in ein Spital-Kripplein gelegt, und es war gleich dem Christkind auf die Liebe eines Mitmenschen angewiesen. Diese Liebe erschien in Form einer kubanischen Mutter, die noch vor der Entbindung stand und viele Sachen in das Spital mitgenommen hatte. Meinem verzweifelten Mann, der nun am späten Abend noch überall herumgerannt war und etwas zu kaufen oder sonstwie zu bekommen gesucht hatte, erschien diese Frau wie ein Engel, als sie ihm einige Windeln, ein hauchdünnes Hemdchen und eine Wolldecke in die Hand legte. Zum Glück sorgte das warme Tropenklima dafür, daß Tania sich inzwischen keine Lungenentzündung geholt hatte.

So lag ich denn die erste Nacht mit einem Leintuch zugedeckt neben meinem Töchterlein, das tüchtig schrie. Um Mitternacht kam eine Schwester, schaute jedoch nur nach dem Neugeborenen und gab ihm zu trinken. Am Morgen fand mich die Hebamme fiebernd und naß im Bett liegend vor und verabreichte mir gleich zwei Penicillin-Spritzen. Als um neun Uhr mein Mann zu mir kam, bat ich ihn, er möge doch so lieb sein und meinen immer noch von Blut beschmierten Körper waschen. Etwas umständlich suchte er in dem neben dem Zimmer befindlichen Duschraum nach einem Waschbecken und Seife und wusch mich ebenso umständlich von Schweiß und Blut. Da erschien gegen elf Uhr wieder eine Schwester. Sie wurde wütend und resolut, als sie meinen Mann bei seiner Tätigkeit entdeckte. Das wäre ihre Sache, fand sie und begann mit der Waschung, die mir schon nach der Geburt wohlgetan hätte.

Mit der Zeit sammelten sich eine Menge von Windeln und blutbeschmierten Tüchern an, die neben mir in einen Eimer gestopft, aber nicht weggeholt wurden. Die Putzfrau des Spitals bot sich fürs erste an, diese Sachen mit nach Hause zu nehmen und zu waschen. Später kam jeweilen meine Irma und nahm das Zeug mit nach Hause. Das bedeutete hin und zurück jedesmal anderthalb Stunden, davon eine mit dem Bus.

Die vielen Penicillin-Spritzen bewirkten, daß das Fieber und wahrscheinlich auch die Infektion schwanden. Wackelig und taumelnd bewegte ich mich am zweiten Tag in den Duschraum. Duschen ist für den Kubaner eine Notwendigkeit, oft zwei- bis dreimal am Tag. Während der Zeit meiner Schwangerschaft

hatte ich oft um Mitternacht das Bett verlassen, um unter die Dusche zu gehen. Das wirkte erfrischend, obwohl das Wasser lauwarm war, indem es von einem großen runden Zementbehälter auf dem Dach kam, der den ganzen Tag der brütenden Sonne ausgesetzt war. Dieses Wasser durfte nur zum Baden und Waschen benützt werden.

Das Trinkwasser wurde zweimal in der Woche in großen Camions in der ganzen Stadt von Kubanern verkauft. Doch wie mir später mein kubanischer Krankenwärter erklärte, als ich eine hartnäckige Tropen-Dysenterie aufgelesen hatte, sollte auch dieses Wasser abgekocht werden. Klein Tania durfte ich als Säugling auch nur in gekochtem Wasser baden. Das besorgte ich zu Hause täglich auf unserem elektrischen Herd.

Liebe Menschen

Während ich noch im Spital weilte, bekam ich oft Besuch, auch von Einheimischen. Eine Kubanerin, die ich nur flüchtig kannte, riß klein Tania sogleich aus dem Bettchen, drückte es an sich und begann es frisch zu wickeln, obwohl es nicht an der Zeit war. Das war freundlich gemeint, berührte mich aber doch eigenartig und befremdend. Ähnlich hatte ich es empfunden, als während der Schwangerschaft kubanische Frauen immer wieder meinen Leib bestrichen hatten, um zu erfahren, wie weit sich das werdende Leben entwickelt hätte. Nun, da ich wieder zu Hause war und Tania in ihrem Bettchen lag, kamen alle Kinder aus der Nachbarschaft, um das Neuangekommene zu betrachten. Wie ich dann von der Hausmeisterin vernahm, ist es in Kuba Sitte, nach der Geburt alle Nachbarn einzuladen. Ich versuchte, das Versäumte tropfenweise nachzuholen.

So haben wir in Havanna nicht nur von den Schweizern, sondern auch – in einer uns zwar fremden, aber doch zu Herzen gehenden Art – von Kubanern unendlich viel Liebes erfahren. Oft denke ich – auch nach dem Ungemach, das uns noch widerfuhr – mit Sehnsucht an die liebenswürdigen, gastfreundlichen Kubaner zurück, an ihre Spontaneität, Hilfsbereitschaft, Unmittelbarkeit und auch Undisziplinertheit. Jetzt, wo ich wieder in der Schweiz bin, vermisse ich oft jene einfache Art der Menschen, die nicht immer einen Gartenzaun um ihr Haus und um ihr liebes Ich errichten.

Modische und zeitlosschöne Leinenwaren finden Sie in sehr grosser Auswahl in unseren Filialen . . .

Leinenweberei Langenthal AG

Langenthal, Tel. 063 2 26 81
Basel, Gerbergasse 26
Bern, Marktgasse 6
Zürich, Strehlgasse 29
Genève, Confédération 24
Lausanne, Rue de Bourg 8

Wie Sie vorteilhaft zu einer schönen, guten und preiswerten Wäscheaussteuer kommen, erfahren Sie durch eine der nebenstehenden Adressen . . .